

KULTUR

JOHN BERGER Ein Kosmopolit im Bergdorf, ein Marxist, der mit Toten spricht – der grosse englische Autor wird diese Woche achtzig.

Die beschädigte Welt

Von Bettina Dyttrich

Ein alter Mann reist nach Lissabon. Die windige, hügelige Stadt fasziniert und verwirrt ihn. Dann steht auch noch plötzlich seine Mutter vor ihm – seine Mutter, die seit fünfzehn Jahren tot ist. Die Toten dürften eben wählen, wo sie leben wollten, erklärt sie ihrem Sohn.

Die Toten beschäftigen John Berger schon lange. In seinem wohl bekanntesten Buch «SauErde» (1982 in deutscher Übersetzung) ist es die Aussenseiterin des Dorfes, die kleinwüchsige Lucie Cabrol, die zu ihrem Geliebten zurückkommt und ihm Unfug und Weisheiten ins Ohr flüstert. Doch noch nie haben die Toten so viel Platz eingenommen wie in Bergers neuem Buch «Hier, wo wir uns begegnen». Ken, der Neuseeländer, der ihm als Jugendlichen die Literatur näher brachte, wartet auf einem Bäuerinnenmarkt in Krakau. In einem Dorf in Polen kocht er Sauerampfersuppe für eine befreundete junge Familie und ist gleichzeitig wieder ein kleiner Junge mit seinem kriegstraumatisierten Vater in den Londoner Schrebergärten. Und der anarchistische Musiker aus dem Nachbardorf, der vor Jahren von einem Auto überfahren wurde, taucht auf einer Hochzeit auf. Die Zeiten vermischen sich, doch Berger bleibt ein exakter Beobachter.

John Berger wurde am 5. November 1926 geboren. Er wuchs in London auf, studierte Malerei und begann früh auch zu schreiben. In den sechziger Jahren zog er in ein kleines Bergdorf in Hochsavoyen, unweit von Genf. Mit einem Rückzug in eine heile Welt hatte das nichts zu tun: Die Welt, in der Berger landete, war tief beschädigt, die Berglandwirtschaft im Niedergang. Wie nur wenige Menschen, die von aussen kommen, näherte sich Berger dieser fremden bäuerlichen Umgebung und lernte sie verstehen. Er verherrlichte sie nie, sondern analysierte sie von ihrer Grundlage her: der Arbeit, die nie aufhört.

Das Resultat war «SauErde», eine Sammlung von Geschichten über das bäuerliche Leben. Der Illusion der StädterInnen, das materiell einfache Leben sei auch geistig einfach, stellte er die unglaubliche Komplexität der bäuerlichen Arbeit gegenüber: «Arbeitsroutine ist für einen Bauern etwas ganz anderes als die Routine städtischer Arbeit. Jedes Mal wenn der Bauer dieselbe Aufgabe verrichtet, gibt es Elemente, die sich verändert haben. Der Bauer improvisiert beständig», schrieb er im «historischen Nachwort» zum Buch.

Weiter Interesse an der Welt

«SauErde» wurde der erste Teil der Trilogie «Von ihrer Hände Arbeit», die damit endet, dass sich die ehemaligen BäuerInnen der Welt als entwurzelte ProletarierInnen in einer imaginären Stadt versammeln. Aids und Obdachlosigkeit waren die Themen weiterer Romane Bergers. Daneben malte er und schrieb Essays, Kunstkritiken und Drehbücher für den Schweizer Regisseur Alain Tanner.

John Bergers Werk ist äusserst vielschichtig – und dennoch gibt es viel Verbindendes darin. Zum einen ein ungebrochenes Interesse an der Welt, ein Staunen und Nachdenken über sie. Berger beobachtet das scheinbar Kleine, Nebensächliche: einen Vogel, der sich in ein Theater verirrt hat, oder die Fische auf dem Markt in Lissabon.

Dazu kommt, dass es für Berger kein Hohes und kein Niedriges gibt. Der Alltag, das Schalen von Kartoffeln zum Beispiel, ist genauso wichtig wie das Denken. Der Geist steht nicht über der Materie, die geistige Arbeit nicht über der körperlichen. Er weiss, dass Menschen ohne sinnliche Erfahrungen, ohne minimalen Bezug zu ihren Lebensgrundlagen – und dazu gehört vor allem das Essen – kein gutes Leben führen können. Sehr schön zeigt das der Essay «Eine Fuhre Scheisse» von 1991, in dem der Autor beschreibt, wie er einmal im Jahr die WC-Grube seines Hauses aus-



«Arbeit, die nie aufhört»: John Berger im Film «Die Insel» von Martin Schaub (1993).

schaufelt. Genauso im Respekt, mit dem er über die bäuerliche Arbeit schreibt oder im neuen Buch über einen Lissabonner Aquäduktwärter: «Für Fernando war das Wasser im Aguas Livres etwas Lebendiges, das beschützt, gefüttert und sauber gehalten werden musste – fast wie ein Tier im Zoo. Vielleicht ein Otter. Einmal die Woche lief Fernando die 14 km bis zu den Quellen in Cavenque ab und schaute nach, ob alles in Ordnung war. Ich glaube, er hatte den Verdacht, dass das Wasser ihn beim Näherkom-

men erkannte – wie ein Otter. Seine Pensionierung bereitete ihm Angst.» Dieser unerschütterliche Respekt für die Menschen, der fast befreiungstheologisch anmutet, ist ein weiteres Merkmal von Bergers Arbeit. Respekt aber auch vor anderen Lebewesen, wie im Text «Erinnerung an ein Kalb» am Anfang von «SauErde», der nichts mit kitschiger Tierliebe zu tun hat. Die Beschäftigung mit Kunst, vor allem mit Malerei, ist eine Konstante in John Bergers Leben. Seine Texte über Kunst sind

einerseits sehr subjektiv und assoziativ, zum andern – und hier kommen seine marxistischen Grundlagen zum Vorschein – denkt Berger immer auch an die Produktionsbedingungen der Kunst. Er denkt nach über die Welt, in der die KünstlerInnen leb(t)en, stellt Bezüge zu Geschichte und Politik her. Und Kunstwerke sind keine Heiligtümer, sondern Hilfsmittel, das Heutige zu verstehen. So entdeckt Berger in Hieronymus Boschs 500-jährigem Bild «Hölle» die Gegenwart: «Es gibt keine Kontinuität zwi-

schen den Handlungen, keine Pausen, keine Wege, keine Muster, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Es bleibt nur das Wehklagen der in Bruchstücke auseinanderfallenden Gegenwart. Überall Überraschungen und Übersteigerungen, aber sie führen zu nichts. (...) Unsere Kultur ist vielleicht die klastrophobischste, die je existiert hat; es ist die Kultur der Globalisierung, die wie Boschs Hölle keinen noch so flüchtigen Blick auf ein Anderswo oder Anderswie zulässt. Das Vorhandene schliesst sich zum Gefängnis.»

Politisch war John Berger immer. 1972 gewann er für seinen Roman «G.» den Booker Prize und sorgte für eine Kontroverse, weil er die Hälfte des Geldes der Black Panther Party schenkte. In den letzten Jahren bezog er sich positiv auf Bewegungen wie die französische Confédération paysanne oder die Zapatistas in Mexiko, führte auch einen Briefwechsel mit Subcomandante Marcos. Die beiden verbindet einiges: Beide waren städtische Intellektuelle, kamen aufs Land, liessen sich mit der Landbevölkerung ein und wurden von ihr verändert. Gemeinsam ist ihnen der erwähnte Respekt für «einfache» Menschen und ein tiefes Misstrauen gegen alle Technokratie.

Die Hölle von innen anprangern

Was Berger vor mehr als einem Vierteljahrhundert über die BäuerInnen schrieb, ist heute aktueller denn je: «Bäuerliches Leben ist ein Leben, das völlig auf das Überleben ausgerichtet ist. (...) Eine Klasse von Überlebenden kann sich den Glauben daran, dass man an einem Punkt garantierter Absicherung oder Wohlhabenheit angelangen könnte, nicht leisten.» Heute zeigt sich, dass es diese «garantierte Absicherung» tatsächlich nicht gibt. Das bequeme Leben in der Konsumgesellschaft führt zur Zerstörung der Welt.

«Wenn man den wahrscheinlichen künftigen Verlauf der Weltgeschichte betrachtet und dabei an die weitere Ausdehnung und Konsolidierung der Herrschaft des Aktienkapitals in ihrer ganzen Brutalität denkt», so schrieb Berger im Nachwort zu «SauErde», dann sei für den Widerstand die bäuerliche Überlebenserfahrung einer solchen rauen Perspektive wahrscheinlich besser angepasst «als die sich ständig neu formierende, enttäuschte, fortschrittsversessene Hoffnung auf einen endgültigen Sieg». Das ist keine angenehme Perspektive – aber auch keine hoffnungslose. Denn, so Berger im Text über Hieronymus Bosch: «Wenn man die Hölle von innen her anprangert, hört sie auf, Hölle zu sein.»

JOHN BERGER: «Hier, wo wir uns begegnen». Hanser Verlag, München 2006. 224 Seiten, Fr. 32.50.

IM BILD Von Stella Rollig

Ist da jemand?

Vor einem Monat wurde in Österreich gewählt. Wie Sie vielleicht wissen, haben – ziemlich überraschend – die SozialdemokratInnen gewonnen. Zwar nur mit einer wenig eindrucksvollen Mehrheit von ein paar Zigtausend Stimmen, aber doch. Was bedeutet das für die Kulturschaffenden? Hat es eine Bedeutung? Wird sich etwas verändern an den Arbeitsbedingungen, am kulturellen Klima?

Vor sechs Jahren hatte nach vielen «roten» Jahren die berüchtigte Wende zur national-konservativen Regierung stattgefunden. Begleitet von heftigen Protesten der Kulturszene, Widerstandsparolen, Boykottappellen. Internationale KünstlerInnen, darunter etwa Thomas Hirschhorn, verweigerten fortan Ausstellungen in Österreich. Im Land wurde Franz Morak, der Staatssekretär für Kultur und Medien, zur Persona non grata und bei Eröffnungen ausgepfiffen, Preise aus seiner Hand wurden abgelehnt. Die nachhaltig erfolgreichste Opposition gegen die neue Kulturpolitik gelang den Filmleuten: Als Morak die Diagonale, ein ausgewiesenes politisches Festival und die Qualitätsplattform des österreichischen Films, in einen Marktplatz umwandeln wollte, führte die Szene die alte Diagonale selbstorganisiert weiter und brachte Moraks Modell zum Absturz. Andere Gruppen waren weniger erfolgreich: Die kritischen Netz-

aktivistInnen der Public Netbase mussten ihren Raum in Wien schliessen, das Depot, ein Forum für (kultur-)politische Debatten, siecht, wenn auch wacker, vor sich hin. Beklagenswerte Beispielfälle.

Schlimm ist die generelle Misere der Kultur- und Bildungspolitik. Der Bereich, in dem vor allem Ideen, Mut zum Experiment und zum Risiko, Alternativen zum rein ökonomisch modellierten Denkraum gefragt sind, krankt an notorischer Interesslosigkeit und fantasieloser Abwicklung seitens der EntscheidungsträgerInnen.

Beunruhigenderweise gab und gibt es kaum Signale der neuen MachthaberInnen, die Hoffnung auf Veränderung machen. Die einzige Ansage der WahlgewinnerInnen lautet: Es braucht ein eigenes Kulturministerium. Das gibt es nämlich nicht mehr, die Kunst ist bloss ein Anhängsel der Agenda des Kanzleramts. Allerdings nicht erst seit sechs Jahren. Tatsächlich hatte schon die sozialdemokratische Regierung in den späten neunziger Jahren die Kunst zur «Chefsache» herabgestuft. Dabei ist dies wahrscheinlich nicht mehr als eine Formalie: Staatssekretariat oder Ministerium ... Was wird dort gestaltet, wie entscheiden? Schon vorab hat der scheidende Morak eine unproduktive Situation geschaffen. Quasi in letzter Amtsminute hat er seinen Büroleiter zum Chef der Kunstsektion ernannt. Künftig werden einander also ein konservativer Beam-

ter und eine sozialdemokratische Ministerin oder ein Minister das Leben – und damit das der Kulturschaffenden – schwer machen.

Die erste Pattsituation einer möglichen Koalition zeichnet sich schon in den Verhandlungen zur Regierungsbildung ab. Die SPÖ will einen kosten-

Die Kultur wurde zur «Chefsache» herabgestuft.

losen Hochschulzugang, die ÖVP möchte auf die von ihr eingeführten Studiengebühren keinesfalls verzichten. Im ganzen Bereich Bildungspolitik herrscht enormer Veränderungsbedarf. In den letzten Jahren wurden in den Schulen die musischen Fächer marginalisiert. Erfolgreiche Konzepte zur Integration nichtdeutschsprachiger Kinder fehlen. Lehrpläne folgen nach wie vor dem Ziel der Vermittlung von Faktenwissen, statt den Schwerpunkt auf einen eigenständigen Umgang mit Information zu setzen. Die Universitäten wurden in unterfinanzierte Betriebe umgewandelt, sie sparen LektorInnenstellen ein, was die Vielfalt der Lehre reduziert und gleichzeitig das prekäre Leben freier Wissen-

schafflerInnen verschärft. Die Kunstausbildung folgt einem Masterplan, der an Jobprofilen vom Reissbrett orientiert ist. Kunsthäuser werden errichtet – seit der Jahrtausendwende das Lentos in Linz, das Kunsthaus in Graz, das Museum der Moderne auf dem Salzburger Mönchsberg, doch kaum haben die PolitikerInnen bei der Eröffnung die Gläser klingen lassen, dienen sie denselben vor allem als Ziel populistischer Attacken.

Ach, hätte uns doch die sozialdemokratische Partei im Wahlkampf Aussicht darauf gegeben, dass ihr Sieg uns bessere Zeiten bescheren wird! Hat sie leider nicht. Haben wir noch Chancen, einen Wunschzettel abzuliefern? Ist da jemand? Hier ein paar Wünsche in ungeordneter Reihenfolge: Bekenntnisse zu nicht affirmativer Kunst; ausreichende soziale Absicherung der Kunstproduzierenden; staatliche Förderung, welche die Existenz kleiner und unabhängiger Medien sicherstellt; Präsenz von MigrantInnen in der Kultur- und Bildungspolitik, ihrer Sichtweisen und Interessen; Genderbewusstsein; ein Urheberrecht, das Individuen und ihre Arbeit schützt und nicht die Konzerne; eine Auffassung von Museen als gesellschaftlich notwendige, lohnende Gut haben und nicht als lästige Aussenseiter unter ständigem Verdacht. Wo darf ich die Liste deponieren?

STELLA ROLLIG ist Direktorin des Lentos-Kunstmuseums Linz.